

Wenn der Tod in der Familie lauert

Die Zahlen von Misshandlung und Tötung von Kindern bleiben konstant hoch

Berlin (epd). *Die Täter sind meist Eltern, Angehörige oder Bekannte der Opfer: Im Jahr 2013 wurden 153 Kinder unter 14 Jahren getötet (2012 waren es 167). Allerdings geht man in Fachkreisen davon aus, dass die Dunkelziffer sehr viel höher ist. Konservativ gerechnet, finden hier sogar doppelt so viele Kinder den Tod. Darüber hinaus werden nach offiziellen Statistiken wöchentlich 70 Kinder so schwer misshandelt, dass sie ärztlich behandelt werden müssen.*

Am 1. Januar 2012 trat das neue Bundeskinderschutzgesetz in Kraft, das Prävention und Intervention im Kinderschutz voranbringen will. Eltern, Kinderärzte oder Hebammen, aber auch Jugendamt und Familiengericht sollen dabei zusammenwirken.

Aus Sicht der Politik offenbar mit Erfolg. So lobt der 14. Kinder- und Jugendbericht etwa, dass Bund, Länder und Kommunen vielfältige Anstrengungen unternommen hätten, um Lücken im Kinderschutz zu schließen. Besonders erwähnt werden das Aktionsprogramm »Frühe Hilfen« des Bundesfamilienministeriums, die Einrichtung des »Nationalen Zentrums Frühe Hilfen« sowie zahlreiche Kinderschutzkonzeptionen in Ländern und Kommunen.

Doch es gibt auch Kritik: »Die Opferzahlen sind seit sieben Jahren auf einem konstant hohen Niveau. Ich sehe ein Versagen auf ganzer Linie«, bilanziert der Rechtsmediziner und Leiter des Instituts der Rechtsmedizin der Charité in Berlin, Michael Tsokos. Es gebe keinerlei Qualitätsstandards in der Jugendhilfe und Jugendämter unterlägen keinerlei Fachaufsicht: »Da kann jeder machen, was er will.« Wenn ein Mitarbeiter des Jugendamtes bis zu 120 Fälle bearbeiten müsse, dann werde er von der Familienpolitik und dem gesamten Jugendhilfesystem im Stich gelassen.

Die Deutsche Kinderhilfe hat vor kurzem eine Analyse von schweren Fällen, in denen es zu tödlicher Gewalt gegen Kinder kam, veröffentlicht. Darin ist nachzulesen, dass die Übergriffe bei jedem dritten getöteten oder beinahe getöteten Kind im Zusammenhang mit der Trennung der Eltern oder Sorgerechtsstreitigkeiten standen.

»Eine Trennung ist für Vater, Mutter und Kinder eine manchmal über Jahre andauernde Krisenzeit, die viele kaum alleine bewältigen können«, erläutert Vereinsvorsitzender Rainer Becker. Nicht selten bedeute eine Trennung ein sehr hohes Eskalationsrisiko für die Konfliktparteien und damit auch für die Kinder. »Wir brauchen eine verbindliche und standardisierte Risiko einschätzung.«

Heute verlasse man sich eher auf eine intuitive Analyse der Situation. Familienrichter, Verfahrenspfleger und Mitarbeitende von Jugendämtern sollten verpflichtend eine sozialpädagogische und -psychologische Zusatzqualifizierung absolvieren, um das Konfliktpotential sowie das Risiko für gewalttätige Übergriffe gezielter einschätzen zu können, fordert Becker. Ein anderer Ansatz geht dahin, Kinder selbst zu stärken und pädagogische Fachkräfte an Schulen zu sensibilisieren und zu qualifizieren. Hier leistet beispielsweise in Berlin die Einrichtung »BIG Prävention – häusliche Gewalt Frauen und Kinder« wichtige Arbeit.

»Unsere Prävention setzt vor allem in der 4. und 5. Klasse an«, erklärt Mitarbeiterin Anne Thiemann. »Viele Kinder wissen gar nicht, dass sie nicht geschlagen werden dürfen«, berichtet Thiemann. Wenn es zu Gewalt in der Familie komme, würden Kinder dies häufig als »Familiengeheimnis« hüten - entweder aus Angst, in ein Heim zu kommen oder noch härtere Bestrafungen zu erleben.

Thiemann: »Aufklärung, Informationen und Übungen im Klassenverband sind ein Türöffner, damit sich betroffene Kinder erstmals einer Lehrkraft anvertrauen.« Ein erster Schritt sei es, häusliche Gewalt in all ihren Facetten zu benennen und zu besprechen - in Abgrenzung zu Streitigkeiten und Konflikten in der Familie. Dabei werde klar, wann Gewalt »die Rote Karte gezeigt werden muss«.

»Einen lückenloser Schutz für Kinder vor Gewalt und Misshandlung ist vielleicht illusorisch«, betont Rainer Becker: »Aber es gibt noch viel Spielraum, Prävention und Schutz bestmöglich zu gestalten.« Das Problem: Im nahen Umfeld gebe es immer weniger professionelle Unterstützung.

Verena Mörath